

SIMON LELIC

**die
einrichtung**
ROMAN

Aus dem Englischen
von Heike Reissig

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»The Facility« bei Picador, Macmillan UK, London.

*Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de*



Deutsche Erstausgabe August 2015
Droemer Taschenbuch
© 2011 by Simon Lelic
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur
GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Regine Weisbrod
Covergestaltung: Network! Werbeagentur GmbH
Coverabbildung: plainpicture/Wolfgang Ludwig
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI Books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30451-8

2 4 5 3 1

*Für meine Mutter,
meinen Vater und meine Schwester*

teil eins

Willkommen! Immer hereinspaziert. Setzen Sie sich doch. Möchten Sie Kaffee? Muffins? Sind von gestern, schmecken aber noch. Es gibt Blaubeere und Schokolade, und welche mit Zitrone und irgendwelchen Körnern. Sesam, glaube ich.

Aber der andere fährt dazwischen. Mohn, sagt er. Zitrone mit Mohn. Sein persönlicher Favorit. Fettarm, fügt er zwinkernd hinzu.

Aber Arthur sagt: Nein, nein danke, und zum zweiten Mal, seit er den Raum betreten hat, fragt er: Wer sind Sie? Worum geht es überhaupt? Und da kam die Gegenfrage. Sie geben ihm Kaffee, obwohl er nein gesagt hat, und fragen: Arthur, stehen Sie eigentlich auf Schwänze?

Arthur blinzelt, und Sesam, der Hagere, lächelt. Er sitzt Arthur gegenüber, beugt sich vor und schnüffelt, als rechnete er damit, dass Arthur einen üblen Geruch verströmt.

»Was?«, fragt Arthur. »Was haben Sie gerade gesagt?« Und er lächelt ebenfalls. Er kann gar nicht anders.

Mohn, der Hüne, stellt sich neben seinen Kollegen; er trägt einen Zweireiher vom gleichen Schwarzgrau. »Schwänze, Arthur: Stehen Sie auf Schwänze? Dran reiben, dran lutschen, drauf sitzen? Geht Ihnen dann einer ab?«

Arthur schaut vom einen zum anderen. Ihren Mienen nach könnten sie ihn gefragt haben, ob er Zucker oder Milch will.

»Das ist doch wohl ein Scherz«, sagt Arthur. Doch sein Lächeln ist starr geworden, als ob es ihm gleich vergeht.

Sesam lässt die Augen auf Arthur geheftet, während er das Gesicht zu seinem Kollegen dreht. »Vielleicht liegt es an unserer ... wie heißt das doch gleich? An unserer Wortwahl. Vielleicht verstehen Typen wie er ja was anderes darunter.«

Mohn nickt, als hätte sein Kollege einen plausiblen Grund genannt. »Gut möglich. Mal sehen.« Er dreht sich um und schlendert die graugetünchte Wand entlang. »Bolzen?«, fragt er. »Schwengel? Riemen? Schaft?«

»Prügel«, sagt Sesam, aber Mohn schüttelt den Kopf.

»Hier doch nicht«, sagt er, und Sesam verdreht die Augen, als wollte er sagen: Ja klar, natürlich.

»Also ich gehe jetzt.« Arthur steht auf und zwingt sich zwischen Wand und Tisch hindurch zu der stahlverkleideten Tür. Er rechnet damit, aufgehalten zu werden. Aber Sesam bleibt sitzen; sein Kollege steht Arthur zwar im Weg, tritt jedoch zurück und macht den Weg frei. Arthur behält Mohn im Blick, als er vorbeigeht. Seine ausgestreckte Hand trifft auf Metall, und seine Finger tasten suchend, doch erst, als er sich umdreht und hinsieht, erkennt er, dass die Tür keinen Griff hat.

»Rektalrakete«, sagt Sesam. »Zählt das?«

Mohn nickt. »Analstopfer. Kolben.«

»Es reicht!«, sagt Arthur.

»Jetzt fällt mir nichts mehr ein«, sagt Sesam. Dann:
»Spermakanone«.

»Penis«, sagt Mohn. »Das Wort Penis verstehen Sie doch, Arthur, oder?«

»Ich sagte, es reicht! Wer sind Sie? Wer sind Sie, verdammt noch mal?«

Sesam zuckt zusammen. »Bitte, Arthur. Nicht solche Ausdrücke.«

»Setzen Sie sich, Arthur.«

Arthur schaut zu dem Stuhl, auf dem er eben noch saß, rührt sich aber nicht von der Tür.

»Sie sollen sich setzen«, wiederholt Mohn. Diesmal gehorcht Arthur.

»Sie haben unsere Frage nicht beantwortet«, sagt Sesam.

Arthur hat seinen Stuhl so weit nach hinten gerückt, wie die Wand dahinter es erlaubt. Doch der Raum scheint sich zusammenzuziehen. Es ist ein Betonwürfel, ohne Fenster, Dekor oder Mobiliar, abgesehen von dem Tisch und den zwei Stühlen. Ansonsten sind da nur noch Sesam, Mohn und Arthur, und Arthurs Kaffeebecher.

»Ich bin verheiratet.«

»Nein, sind Sie nicht«, sagt Sesam.

»Was? Natürlich bin ich verheiratet.« Arthur hält die Hand hoch, um Sesam seinen Ring zu zeigen.

»Sie leben getrennt. Und *ich bin verheiratet* ist keine Antwort.«

»Ich habe einen Sohn, Herrgott noch mal.«

Sesam lächelt milde und schüttelt den Kopf. »Das ist auch keine Antwort.«

»Sie haben Ihren Kaffee ja noch gar nicht angerührt«, sagt Mohn.

Arthur schaut ihn an, als wäre das ein Witz, aber etwas in Mohns Miene lässt ihn den Becher schließlich zu den Lippen heben. Doch der Geruch hält ihn vom Trinken ab.

»So schlimm?«, fragt Mohn, und Sesam lächelt.

Sie warten.

»Was wollen Sie denn von mir?«

»Antworten, Arthur«, sagt Sesam. »Nur diese eine, für den Anfang.«

»Wer sind Sie denn überhaupt? Die Polizei? Das ist nicht rechtmäßig, hören Sie? Sie können mich nicht einfach so festhalten!«

Sesam blickt zu seinem Kollegen hoch. »Vielleicht hat er uns ja nicht gehört. Vielleicht haben wir einfach nicht laut genug gefragt.«

Mohn nickt. Er dreht sich zu Arthur, kommt ganz dicht an ihn heran, packt Arthurs Kinn mit der einen Hand und zieht mit der anderen Arthurs Ohr erst nach oben und dann zur Seite. Arthur schreit auf. Er packt Mohn am Handgelenk und zerrt daran, aber es ist, als würde er an einem Baumstamm zerren.

»Schwanz!«, brüllt Mohn. Mundgeruch und Speichel prallen auf Arthurs Wange. »Stehen Sie auf Schwänze?« Dann lässt er abrupt wieder los. Arthurs Kopf schleudert nach vorn, und der Schmerz in seinem Ohr schießt in den Kiefer hinunter.

»Das hat er doch bestimmt gehört, oder?«, sagt Sesam. Arthur sieht gerade noch rechtzeitig hoch, um wahrzunehmen, dass Mohn mit den Schultern zuckt.

»Was?«, sagt Arthur. Er bemerkt, dass er sabbert. Er sackt nach vorn, und ein dicker Speichelfaden verfängt sich in seinen Bartstoppeln. Er wischt ihn mit einer Hand weg. Die andere hält er sich übers Ohr. »Was soll diese Frage eigentlich? Wollen Sie darauf hinaus, ob ich schwul bin? Was zum Teufel spielt es überhaupt für eine Rolle, ob ich schwul bin? Wir leben hier in einem freien Land, verdammt noch mal!« Der Schmerz macht ihn wütend. Er weiß, dass er sich besser zurückhalten sollte, aber es gelingt ihm nicht. »Es geht Sie verdammt noch mal überhaupt nichts an, ob ich schwul bin!«

Da bewegt Mohn sich wieder, mit der gleichen Wut im Blick, die Arthur innerlich fühlt. Arthur weicht zurück, rutscht mit dem Stuhl nach hinten, und ehe er sichs versieht, liegt er am Boden.

»Ist das ein Ja?«, fragt Sesam, und Mohn hält inne.

»Was?« Arthur starrt auf den Hünen, der drohend über ihm aufragt, auf seine Unterarme und Pranken. Eine einzige davon könnte Arthurs Gesicht mühelos zerquetschen.

Mohn streckt einen Arm aus, und Arthur zuckt zusammen, aber Mohn greift nur nach dem umgestürzten Stuhl. Er stellt ihn wieder hin und tritt zurück.

»Ihre Antwort«, sagt Sesam. »Ist das ein Ja?«

Arthur antwortet nicht, und zum ersten Mal verrät Sesam ein Zeichen von Ungeduld. »Stehen Sie vom Boden auf«, sagt er. »Setzen Sie sich auf den Stuhl.«

Arthur taumelt, als er sich aufrichtet, aber die Wand fängt ihn auf. Er schaut auf die Hand, mit der er sich das Ohr gehalten hat; so weh, wie es tut, müsste es ei-

gentlich bluten. Er setzt sich. »Ich bin nicht schwul«, sagt er. Seine Stimme ist nur noch ein Flüstern, also spricht er lauter. »Ich habe eine Frau. Und ich habe einen Sohn. Ich bin nicht schwul.«

Mohn schnaubt. Sesam reibt sich die Stirn.

»Er heißt Casper. Mein Sohn. Er ist drei. Er sieht seiner Mutter sehr ähnlich. Hier.« Arthur tastet nach seiner Brieftasche. Er zieht sie hervor und schlägt sie auf. »Hier«, sagt er wieder, doch seine Finger bekommen das Foto darin nicht zu fassen. Als er aus den Augenwinkeln sieht, dass Mohn sich wieder bewegt, hebt er die Hand. »Warten Sie. Sehen Sie doch. Ich habe ein Bild.« Aber die Brieftasche will es nicht an ihn freigeben. »Es steckt fest.« Er lacht. »Warten Sie. Hier. Sehen Sie.« Endlich hält er das Bild in der Hand. Doch es zeigt mit der Rückseite nach vorn. Schnell dreht er es um. »Sehen Sie. Das ist er. Das ist mein Sohn.«

Sesam schirmt seine Augen mit der Hand ab und schaut weg, auf die Tischplatte. Mohn ist näher gekommen, aber auch er ignoriert das Foto. »Stecken Sie das weg«, sagt er.

»Hier«, sagt Arthur. »Sehen Sie doch.«

»Stecken Sie das weg. Sie sollen das wegstecken, hab ich gesagt!«

Bevor Arthur etwas erwidern kann, werden ihm Bild und Brieftasche aus der Hand geschlagen. Beide fliegen gegen die Wand und fallen zu Boden, und als Arthur sich nach unten beugt, um das Foto wieder einzusammeln, macht Mohn einen Satz nach vorn, packt Arthur am Kragen und hievt ihn in den Stand.

»Es ist traurig«, sagt Sesam, als er schließlich wieder

aufschaut. Mohn lockert seinen Griff, und Arthur sackt zurück auf den Stuhl. Er braucht einen Moment, um den Blick wieder woanders hinzurichten. »Ja, es ist wirklich traurig«, sagt Sesam.

Mohn wendet sich schnaubend ab. »Es macht mich krank.«

»Sie gehören zu den Schlimmsten, Arthur. Begreifen Sie das? Leute wie Sie sind der Grund dafür, dass wir überhaupt in diesem ganzen Elend stecken!«

Mohn schnaubt wieder, ruckt mit dem Kopf.

»Wenn es Sie nicht gäbe, wäre das alles gar nicht nötig! Das alles hier wäre überhaupt nicht nötig.« Sesam lässt den Blick durch den Raum schweifen.

»Ich habe ...«, setzt Arthur an. »Ich habe noch immer keine Ahnung, was ...«

»Wir wollen Antworten, Arthur! Ich habe Ihnen doch gesagt, was wir wollen.«

»Aber ich habe Ihnen doch geantwortet! Ich bin nicht schwul. Noch mal: Ich bin nicht schwul! Ich verstehe nur nicht ... Ich meine, selbst wenn ...«

»Vielleicht sollte ich es etwas näher erklären«, sagt Sesam.

»Ich bitte darum!«

»Wir wollen nicht nur Antworten, sondern vor allem die Wahrheit«, sagt Sesam.

Arthur lässt den Kopf nach vorn fallen. Er grinst in seinen Schoß und schüttelt den Kopf.

»Setzen Sie sich gerade hin«, sagt Sesam. »Sehen Sie mich an.«

Arthur sieht ihn an, während er weiter den Kopf schüttelt und grinst.

»Hören Sie auf zu lachen«, sagt Sesam. »Arthur: Hören Sie auf zu lachen.«

Als Mohn einen Schritt auf ihn zumacht, hebt Arthur die Hände. »Ist ja gut!«, sagt er. »Ich lache doch gar nicht! Das alles hier ist einfach nur so ...«

»Bedauerlich«, sagt Sesam. »Und leider auch nötig. Und es dauert zu lange. Es dauert langsam wirklich zu lange, Arthur.«

»Trinken Sie Ihren Kaffee«, sagt Mohn.

Arthur schaut vom einen zum anderen. »Kaffee! Was? Nein, ich will keinen Kaffee. Mir ist wirklich überhaupt nicht nach Kaffee! Verdammt noch mal, ich will jetzt mit meinem Anwalt spr...«

Mohn macht zwei große Schritte, dann ist er bei ihm. Diesmal packt er Arthur an den Haaren und reißt ihm den Kopf nach hinten. Arthur setzt zum Schreien an, aber der Kaffee stürzt kaskadenartig seine Kehle hinab und spült ihm die Stimme weg. Während er nach Luft und nach Fassung ringt, bricht entweder ein Stück Porzellan aus dem Kaffeebecher heraus oder einer seiner Zähne ab, und seine Kopfhaut fühlt sich an, als würde sie ihm vom Schädel gezogen.

Der Becher fällt zu Boden. Arthur hört, wie er schep-pernd zerbricht. Seine Kopfhaut fühlt sich noch immer so an, als würde sie in Flammen stehen, aber wenigstens hat der Hüne ihn losgelassen. Er hustet. Das Husten lässt ihn würgen. Er röchelt, spuckt und wischt sich das Gesicht mit einem durchnässten Ärmel ab. Er hat den Geschmack von dem Getränk im Mund, das ihm eingeflößt wurde, außerdem von Blut und noch etwas Schärferem. Wie Reinigungsmittel. So könnte Reini-

gungsmittel schmecken. Er spuckt wieder, dann streicht er sich das Hemd glatt und rutscht in eine aufrechte Sitzposition. Er starrt Mohn an, aber der Hüne hat ihm den Rücken zugewandt. Als er zu Sesam schaut, bemerkt er, dass etwas auf dem Tisch liegt.

»Einer Ihrer Freunde«, sagt Sesam und deutet auf das Foto, das vor ihm liegt.

Arthur schaut hin, schüttelt den Kopf.

»Nehmen Sie es. Sehen Sie genauer hin.«

Arthur lehnt sich vor, lässt die Hände jedoch im Schoß. Das Bild zeigt einen Mann, der ungefähr in Arthurs Alter ist: um die dreißig, vielleicht etwas jünger. Sein Haar ist so dunkel wie das von Arthur, aber länger und strähniger, und er hat ein schmaleres Gesicht, das nach unten spitz zuläuft und in einem Kinngrübchen endet. Er sitzt an einem identisch aussehenden Tisch, in einem identisch aussehenden Raum. Das Bild wurde seitlich von oben aufgenommen, wahrscheinlich von einer Sicherheitskamera. Als Arthur sich umschaute, bemerkte er einen Belüftungskasten im gleichen Grau wie die Wände; er ist in einer Ecke versteckt.

Sesam entgeht Arthurs Blick nicht. »Bitte lächeln!«

Arthur dreht das Bild und schiebt es über den Tisch.

»Diesen Mann kenne ich nicht.«

Mohn fängt an, auf und ab zu gehen.

»Komisch«, sagt Sesam. »Er kennt Sie nämlich.«

»Ich habe ihn noch nie gesehen.«

»Aber er hat uns Ihren Namen genannt. Und uns gesagt, wo wir Sie finden können. Und außerdem hat er uns gesagt, dass Sie ihm den Schwanz in den Mund und die Zunge in den Arsch gesteckt haben.« Sesam wendet

sich seinem Kollegen zu. »Wie nennen die das eigentlich? Die haben doch einen Namen dafür, oder?«

»Rimming«, sagt Mohn.

»Genau. Rimming. Er meinte, Sie hätten ihn gerimmt.« Sesam wendet sich wieder Mohn zu. »Kann ich das so sagen? Kann ich das als Verb verwenden?«

Mohn antwortet nicht. Er zuckt die Schultern, knackt mit dem Nacken. Geht weiter auf und ab.

»Warum sollte er das erzählen?«, sagt Sesam zu Arthur. »Warum sollte er das erzählen, wenn es nicht stimmt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie wissen es nicht.«

»Nein, ich weiß es nicht. Vielleicht kann er es Ihnen ja sagen. Warum fragen Sie ihn nicht?«

»Ich frage Sie.«

»Und ich sage Ihnen, ich weiß es nicht. Fragen Sie ihn. Bringen Sie ihn hierher. Ich werde ihn selbst fragen, Herrgott noch mal!«

Sesam lächelt. »Ich fürchte nur, Sie würden gerade jetzt wohl kaum eine Antwort bekommen.«

Mohn stützt die Hände auf den Tisch. Der Tisch knirscht. »Geben Sie uns die Namen.«

Arthur weicht zurück. Er blickt zu Sesam. »Welche Namen?«

»Die Namen der anderen Männer, die Sie gefickt haben«, sagt Mohn.

»Was? Wovon reden Sie? Es gibt keine anderen!«

»Also nur ihn«, sagt Sesam und schiebt das Bild zurück über den Tisch.

»Nein! Es gibt weder ihn noch sonst jemanden!

Herrgott noch mal.« Arthur greift sich an den Kopf und beugt sich vor, als wollte er beten. »Herrgott noch mal«, sagt er wieder.

Mohn flüstert seinem Kollegen etwas zu, das Arthur nicht versteht. Sesam schnalzt mit der Zunge. Mohn flüstert noch etwas, und Sesam schnalzt wieder, und dann ertönt ein Kratzen von Metall auf Beton. Arthur blickt auf. Sesam ist nun aufgestanden. Er ist nicht nur hager, sondern auch klein, wirkt deshalb aber nicht weniger bedrohlich. Er ist wie Draht; wie Stacheldraht.

»Was jetzt?«, fragt Arthur.

»Jetzt gehe ich«, sagt Sesam.

Arthurs Blick wandert zu Mohn, der neben seinem Kollegen an der Tür steht. Mohn lächelt. »Warten Sie kurz!«, sagt Arthur. Er steht auf, und für einen Moment ist ihm, als wäre er zu schnell aufgestanden. Er schwankt. Er macht einen Schritt und stolpert. Er greift nach dem Tisch, sieht jedoch nur noch verschwommen und greift ins Leere. »Warten Sie«, sagt er wieder. Er fällt, erst auf die Knie und dann nach vorn auf die Hände. Wie durch einen Nebel sieht er seinen Sohn, der ihn aus einer anderen Welt anstarrt.

»Warten Sie«, sagt Arthur wieder. Er kann noch immer sprechen, doch seine Stimme klingt entfernt. Er versucht zu kriechen, doch seine Hände sind taub. Er kann aber noch hören. Ziemlich deutlich sogar. Er hört, wie Mohn wieder mit dem Nacken knackt, und dann hört er Sesams gleichgültige Stimme.

»Sieh zu, dass du keine Schweinerei anrichtest«, sagt Sesam zu seinem Freund. Die Tür geht auf, dann wieder zu, und Sesam ist weg.

Von der Tür aus beobachtet Henry Graves, wie der Mann vom Innenministerium den Raum inspiziert. Viel ist nicht zu sehen: zwei Pritschen, zwei Stapel Bettzeug, eine Toilette, ein Waschbecken, ein schmales Fenster aus Drahtglas. Aber Jenkins nimmt alles so genau unter die Lupe, als wollte er es kaufen. Er klopft gegen die Wand und scheint zufrieden, dann klopft er noch einmal und runzelt die Stirn: Es klingt dumpf. Prüfend schaut er in die Toilette und dahinter. Als er den Hahn am Waschbecken aufdreht, schießt das Wasser so heftig heraus, dass er zurückspringen muss, um nicht nass gespritzt zu werden. Er dreht den Hahn wieder zu. Er geht zu einer der Pritschen und drückt mit der flachen Hand auf die Matratze. Dann setzt er sich hin.

»Ich bin ja nicht prude, Graves«, sagt er nach einer Weile, den Blick auf die Pritsche gegenüber gerichtet. »Aber zwei Betten. In jeder Zelle.« Er schaut Richtung Flur. »Halten Sie das für eine gute Idee?«

Er ist nicht der Erste, der diese Frage stellt. Graves' Assistent John Burrows hat das auch schon getan, allerdings nicht ganz so taktvoll. »Essen und Sport treiben werden alle gemeinsam, Herr Staatssekretär, aber die Unterbringung der Insassen erfolgt nach Geschlechtern getrennt.«

»Eben. Genau das meine ich. Die Frauen machen mir

weniger Sorgen als die Männer. Sind nicht die meisten ... also, sind nicht alle ...«

»Nicht alle sind homosexuell, Herr Staatssekretär«, sagt Graves. »Im Übrigen glaube ich nicht, dass es schadet. Der Schaden ist doch schon angerichtet.«

Jenkins' Lippen zucken leicht, fast so, als wollten sie ein Lächeln andeuten. Noch einmal blickt der Staatssekretär sich um, dann steht er auf. »Gut. Mehr als angemessen. War das dann alles?«

»Bis auf den Außenbereich.«

Jenkins schaut auf die Uhr und blinzelt zum Zellenfenster. »Regnet es noch?«

Graves folgt dem Blick des Staatssekretärs. Durch das fleckige Drahtglas kann er nur grenzenloses Grau erkennen. »Es ist überdacht. Wir werden nicht nass.«

Jenkins sieht noch einmal auf die Uhr. »Also gut, wenn es schnell geht. Ich habe noch einen Termin und danach einen langen Rückweg.« Er tritt aus der Zelle und dreht sich in die falsche Richtung. »Hier entlang?«

»Hier entlang, Herr Staatssekretär.« Graves zeigt zum anderen Ende des Flurs und folgt seinem Gast. »Bleiben Sie denn nicht zum Mittagessen? Uns wurde gesagt, dass Sie ein Mittagessen wünschen.«

»Nächstes Mal vielleicht.« Jenkins lässt den Blick über die Wände schweifen. »Könnte nicht schaden, hier unten mal zu streichen, Graves.« Er deutet auf eine Stelle. »Ist das Feuchtigkeit? Darum sollten Sie sich auch kümmern. Je länger Sie das so lassen, desto schlimmer wird es.«

Graves sieht genauer hin. »Tatsächlich. Sieht nach einer feuchten Stelle aus. Ich lasse das machen, sobald das Budget es erlaubt.«

»Warten Sie nicht zu lange damit.« Jenkins geht weiter. »Sie müssen Prioritäten setzen, Budget hin oder her. Ein Vierzig-Zoll-Plasmabildschirm im Freizeitbereich ist schön und gut, aber wenn die Feuchtigkeit sich weiter ausbreitet, haben Sie bald keinen Saft mehr für die Kiste.«

»Keinen Saft, Herr Staatssekretär?«

»Genau, Graves. Ich habe das schon öfter erlebt. Die Feuchtigkeit dringt bis zu den Kabeln, und irgendwann knallen die Sicherungen durch. Gerade in so alten Gebäuden. Was nützt Ihnen Ihr Budget dann noch?« Jenkins wendet sich mit hochgezogenen Augenbrauen seinem Gastgeber zu, doch Graves ist drei Schritte hinter ihm an der Tür zur Treppe stehen geblieben.

»Hier entlang, Herr Staatssekretär«, sagt Graves. Jenkins geht drei Schritte zurück durch die Tür und bedankt sich mürrisch.

»Wollen Sie wirklich nicht zum Mittagessen bleiben?«, fragt Graves, als er Jenkins im Flur weiter unten einholt. »Das würde wirklich keine Umstände machen. Im Gegenteil, es steht schon bereit.«

»Was? Wie bitte?«

»Das Mittagessen, Herr Staatssekretär. Alles steht schon bereit.«

Jenkins schüttelt den Kopf. Seine Wangen schwabbeln. »Danke, nein. Ich bin mit meiner Schwester verabredet. Wie es der Zufall will, wohnt sie in einem Dorf ganz in der Nähe. Obwohl das in dieser Gegend hier wohl eher relativ ist. Wenn ich ganz in der Nähe sage, meine ich genau genommen mindestens vierzig Meilen.«

»Sehr vernünftig, Herr Staatssekretär. Die Pflicht mit dem Angenehmen zu verbinden.«

Jenkins schaut Graves an, als habe er sich verhöhrt. Graves verzieht keine Miene.

»Das wird nicht besonders angenehm, das kann ich Ihnen versichern, Graves«, raunzt er schließlich. »Und ganz abgesehen von der Gesellschaft vermute ich, dass der Dorfgasthof kulinarisch nicht gerade viel zu bieten hat. Wenn ich die Wahl hätte, würde ich mir die Köstlichkeiten Ihrer Kantine antun.«

Graves neigt den Kopf. »Ich werde es ausrichten«, sagt er. »Unser Küchenchef wird sich über das Kompliment gewiss freuen.« Jetzt ist er definitiv zu weit gegangen, aber er tut so, als würde er den finsternen Blick des Staatssekretärs nicht bemerken. »Hier ist auch schon die Tür. Bitte erlauben Sie.«

Es regnet tatsächlich nicht mehr. Aber die Wolken hängen nun so tief, dass sie den Innenhof in dichten Nebel hüllen. Selbst vom Rand des überdachten Ganges sind die gegenüberliegenden Gewölbebögen kaum auszumachen. Die Fensterreihe des Stockwerks darüber ist vage zu erkennen, doch das Giebeldach und die Erkertürmchen sind kaum mehr als Schemen.

Jenkins deutet mit dem Kinn zum Herzstück des viereckigen Hofes: ein Brunnen mit der Darstellung von Neptun auf einem Triumphwagen hinter drei Rössern. »Ist das nicht eine Spur übertrieben?«

»Grauenhaft, ich weiß. Das ganze Gebäude ist ein architektonisches Monstrum. Ihre Majestät wäre gewiss entsetzt. Hier etwas Gotik, dort ein bisschen Romanik, und bei den Anbauten ein Stilmix aus Palladianismus

und Tudor. Nichts davon original natürlich. Mit Ausnahme der Personalunterkünfte, die in den Fünfzigern gebaut wurden.«

»Immerhin sorgen Sie dafür, dass der Betrieb hier läuft. Die feuchte Stelle haben Sie zwar ausgespart, aber dafür den Brunnen repariert.«

»Das war kein großer Aufwand, Herr Staatssekretär. Wir dachten, es könnte eine wohltuende Wirkung haben. Der beruhigende Klang von plätscherndem Wasser, ein Ort, wo alle sich treffen können. Dafür haben Sie doch sicher Verständnis.«

»Das sind Gefangene, Graves.«

»Sie befinden sich in Gewahrsam, Herr Staatssekretär. Das ist vielleicht nicht ganz dasselbe.« Graves schluckte.

»Blödsinn. Natürlich ist es dasselbe.«

Graves deutet auf eine Öffnung in der grauen Steinmauer. »Wir können einmal herum bis zum Durchgang gehen, falls Sie den Rest gern sehen möchten. Hinter dem Hauptgebäude gibt es keinen Unterstand, aber vom Durchgang aus können Sie einen Blick auf die weiter unten liegenden Anlagen werfen.«

»Nicht nötig.« Jenkins streicht mit dem Daumen über seine Uhr. »Ich bin sicher, dass alles mehr als zufriedenstellend ist. Bis auf diese feuchte Stelle«, fügt er mit erhobenem Finger hinzu. »Vergessen Sie nicht, sich darum zu kümmern.«

»Natürlich, Herr Staatssekretär. Ich werde das erledigen lassen. Kann ich Sie wirklich nicht umstimmen, was das Mittagessen angeht?«

»Ich brauche nur meine Sachen, bitte. Mein Mantel

ist in Ihrem Büro. Hier entlang, oder?« Jenkins deutet in seine Blickrichtung.

»Wenn Sie mir folgen wollen«, sagt Graves und geht in die andere Richtung vor.

Burrows steht hinter ihm, die picklige Nase ans Fenster gepresst. Er schnaubt ein paarmal laut, damit Graves ihn fragt, was los ist. Graves denkt allerdings nicht daran. Er vertieft sich lieber weiter in die Dokumente, die auf seinem Schreibtisch verstreut sind.

»Was meinen Sie, dreißig Minuten? Fünfunddreißig?«

»Er war eine gute Stunde hier.« Graves legt einen Ordner auf den Stapel zu seiner Rechten, nimmt einen anderen vom Stapel zu seiner Linken und schlägt ihn vor sich auf.

»Abzüglich der Zeit, die er am Telefon verbracht hat, meine ich. Das waren höchstens fünfunddreißig Minuten. Und wie lange haben unsere Vorbereitungen gedauert? Sechs Wochen, wenn wir die Renovierungsarbeiten mitzählen.«

»Das ist nun mal sein Recht.« Graves zieht die Kappe vom Füller und notiert einen Namen. Er schließt den Ordner wieder und legt ihn auf den Stapel zu seiner Rechten.

»Wir haben Steaks besorgt. Das heißt, Howard hat Steaks besorgt. Und das bei dem knappen Budget, das sie uns bewilligt haben.«

»Irgendjemand wird sie schon essen, da habe ich keine Zweifel.«

»Haben Sie ihn denn gefragt? Haben Sie ihm gesagt, dass Howard Mittagessen zubereitet hat?«

»Zweimal«, sagt Graves. »Dreimal sogar. Es klang schon fast verdächtig.«

Burrows wendet sich wieder zum Fenster, obwohl Jenkins' Limousine längst verschwunden ist. Graves schaut zu seinem Assistenten herüber. Die Scheibe vor Burrows ist beschlagen. Wenn er ausatmet, weitet sich die beschlagene Fläche aus, und wenn er einatmet, schrumpft sie wieder.

»Zufriedenstellend«, sagt Burrows, während er weiter auf die Kieseinfahrt starrt. »Das hat er gesagt?«

»Er sagte, mehr als zufriedenstellend, John. Mehr als.«

»Hat er sonst noch etwas gesagt?«

Graves seufzt. Er schließt den nächsten Ordner, packt ihn auf den Stapel zu seiner Rechten und legt den Füller hin. »Was haben Sie denn erwartet?«

»Ich weiß nicht. Irgendwas. Es muss doch irgendwas gegeben haben, das ihn beeindruckt hat.«

»Der Wasserdruck. Bei den Unterkünften.«

»Was war damit?«

»Der hat ihn beeindruckt.«

»Und der Brunnen? Haben Sie ihm den Brunnen gezeigt?«

»Ja, das habe ich.«

»Und? Was hat er gesagt?«

»Er wollte wissen, ob das nicht eine Spur übertrieben ist.«

»Übertrieben?« Burrows dreht sich mit Schwung von der Scheibe weg. »Was soll das denn heißen? Der Brunnen plätschert! Haben Sie das Plätschern erwähnt?«

Graves nickt.

»Und hat er die Absicht dahinter verstanden? Hat er das Subtile daran verstanden?«

»Das ist ein Brunnen, John. Mit einem nackten, drei Meter großen Gott. Das ist nicht subtil.«

»Ich meinte die beruhigende Wirkung!«

»Ich weiß, was Sie meinten«, sagt Graves. »Und Sie können wirklich stolz auf das Konzept sein. Lassen wir es dabei bewenden, ja?«

Burrows wendet sich stirnrunzelnd ab und murmelt etwas Unverständliches. Graves spürt, wie der Frust seines Assistenten ihn ansteckt, doch am meisten ärgert ihn Burrows' Gereiztheit.

»Was haben Sie denn erwartet, John?«, sagt er, obwohl er es besser lassen sollte. »Eine feierliche Zeremonie mit Band und Schere?«

»Nein. Natürlich nicht.«

»Was dann?«

»Etwas Anerkennung! Mehr nicht. Wir haben alles so erledigt, wie sie es wollten, und zwar rechtzeitig, im Rahmen des Budgets und ohne dass irgendetwas durchgesickert ist!«

»Das heißt, wir haben genau das getan, wofür wir bezahlt werden! Weiter nichts. Als Sie diesen Posten angenommen haben, waren Ihnen die Bedingungen doch bekannt. Und Sie haben den Posten trotzdem angenommen.«

»Ich hatte ja wohl kaum eine Wahl.«

»Man hat immer eine Wahl, John.«

Bevor Burrows antworten kann, schneidet Graves ihm das Wort ab. »Genug jetzt«, sagt er. »Ihr Standpunkt ist klar geworden. Wir haben zu tun.«

Burrows tritt vom Fenster weg. Er lässt sich in den ledernen Lesesessel seines Chefs fallen und steckt die Hände zwischen die Knie. Die Füße dreht er nach innen, bis sich die Zehenspitzen berühren. »Es ist alles fertig. Was gibt es denn noch zu tun?«

Graves muss noch zwei Ordner prüfen. Er nimmt sie sich nacheinander vor, und er genießt es, Burrows warten zu lassen. Er fügt noch einen Namen zur Liste im Notizbuch hinzu. Dann rückt er den Ordnerstapel gerade und tippt mit dem Füller darauf. »Diese Namen, kommen die alle mit dem ersten Transport?«

Burrows zuckt die Schultern. »Ich glaube schon.«

Diesmal kann Graves sich eine scharfe Reaktion nicht mehr verkneifen. »Setzen Sie sich gefälligst gerade hin, Mann! Geben Sie mir eine ordentliche Antwort!«

Burrows richtet sich im Ledersessel auf.

»Diese Namen«, wiederholt Graves. »Sind alle davon beim ersten Transport dabei?«

Burrows bringt ein halbwegs präzises Nicken zustande. »Ja, Sir. Das wurde mir zumindest mitgeteilt.«

»Wie viele genau?«

»Siebenundfünfzig. Fast alles Männer.«

»Und wie viele sollen später noch dazustoßen?«

»Neunundzwanzig, wurde mir gesagt. Das kann sich aber noch ändern.«

Auf Graves' Liste stehen zwölf Namen: zehn Männer und zwei Frauen. Er reißt die Seite aus dem Notizbuch und schiebt sie über den Tisch. »Bringen Sie diese Leute bis auf weiteres getrennt unter.«

»Getrennt voneinander oder separat von den übrigen Gefangenen?«

»Bringen Sie sie einzeln unter. Sie sollen im Haupttrakt bleiben, aber ich will nicht, dass sie sich eine Unterkunft teilen.«

»Alles klar«, sagt Burrows. Er steht auf, nimmt die Liste und liest sich die Namen durch, fragt seinen Chef aber nicht nach seinen Beweggründen. Vielleicht ist ihm ja wirklich alles klar; wahrscheinlicher ist jedoch, dass er immer noch schmollt.

»Sehen Sie außerdem zu, dass sich jemand um die Wand vor Raum zwölf kümmert«, fügt Graves hinzu. »Wahrscheinlich ist irgendwo ein Rohr undicht. Lassen Sie das reparieren und streichen. Und lassen Sie auch den übrigen Flur überprüfen.«

»Ja, Sir. Ist das alles, Sir?«

Etwas im Tonfall seines Assistenten gefällt Graves ganz und gar nicht. »Nein, John, das ist noch nicht alles. Dieses Projekt, diese Einrichtung: Das hier ist kein Spiel.«

Burrows reckt die Schultern nach hinten. »Das weiß ich.«

»Gut«, sagt Graves. »Ich hoffe, Sie wissen auch, dass diese Menschen ziemlich wütend sein werden, wenn sie hier ankommen. Wir können es uns nicht leisten, dass ihre Wut außer Kontrolle gerät ...«

»Unsere Mitarbeiter sind gut ausgerüstet und gut geschult.«

»Wir können es uns nicht leisten, dass ihre Wut außer Kontrolle gerät, aber wir müssen zugleich mit Besonnenheit darauf reagieren.«

Burrows kneift die Augen zusammen. »Was genau meinen Sie damit?«

»Sprechen Sie mit dem Personal, John. Erinnern Sie unsere Mitarbeiter daran, dass es sich bei den Männern und Frauen, die unter unsere Aufsicht gestellt werden, um Menschen handelt. Es sind keine Verbrecher. Ich möchte, dass das allen klar ist.«

»Ja, Sir. Ich bin sicher, das wird kein Problem sein.« Burrows faltet die Liste und fährt mit den Fingern den Knick entlang. Er wendet sich zum Gehen.

»Eins noch«, sagt Graves. »Diese Menschen werden bald sterben, John. Die Menschen, die hier ankommen, sind todkrank. Sie wissen es vielleicht noch nicht, aber leider ist es so.« Er nimmt die Kappe vom Füller und schlägt eine neue Seite im Notizbuch auf. »Bitte behalten Sie auch das im Hinterkopf.«

»Wer ist diese Frau?«

»Tom, bitte. Du sitzt ja fast auf meinem Schoß.«

Tom rückt etwas zur Seite, sorgsam darauf bedacht, hinter dem Computerbildschirm seiner Kollegin in Deckung zu bleiben. »Amy?«, fragt er wieder. »Wer ist diese Frau?«

Die Frau, die drüben an seinem Schreibtisch wartet, scheint schon über ihn verärgert zu sein, bevor sie überhaupt weiß, dass er sich im selben Raum befindet. Unruhig sitzt sie auf dem Stuhl und schaut sich immer wieder um. Nur ihr rechter Arm verharret bewegungslos, doch ihre Finger trommeln auf den Tisch. Als sich die Schwingtüren des Redaktionsbüros öffnen, dreht sie sich um, aber nur kurz. Die Türen gehen wieder auf, und sie schaut sich noch einmal um. Sie ist wie ein Spaniel, der jedes Mal zuckt, wenn sein Herrchen so tut, als ob er den Ball werfen will. Genauer gesagt: Sie ist wie ein Spaniel, der das Spielchen satthat und gleich zubeißen wird.

»Sie sieht wütend aus«, sagt Tom. »Findest du nicht, dass sie wütend aussieht?«

Amy schaut hinüber und dann zurück auf ihren Monitor. »Sie sieht aus wie jemand, der seit anderthalb Stunden warten muss.«

»Sie wartet seit anderthalb Stunden auf mich?«

»Mhm.«

»Das klingt nicht gut.« Als die Frau sich in seine

Richtung dreht, rutscht Tom wieder hinter den Bildschirm zurück. Amy stößt ihm einen knöchigen Ellbogen in die Seite.

»Ich hab ne Deadline, Tom.«

»Hast du wenigstens ihren Namen mitgekriegt? Wie heißt sie überhaupt?«

Unter ihrem schnurgeraden Pony schaut Amy ihn über den Rand ihrer Brille hinweg an. »Ich dachte, sie wäre eine Freundin von dir. Weißt du wirklich nicht, wer sie ist?«

Tom will antworten, aber Amys Frage löst Panik in ihm aus. Kennt er die Frau vielleicht doch? Normalerweise erinnert er sich gut an Gesichter, vor allem, wenn sie jung, attraktiv und von blonden Strähnen umrahmt sind. Aber wenn er diese Frau auf der Straße sähe, würde er sich nur deshalb nach ihr umdrehen, weil es eine Schande wäre, es nicht zu tun. Sie dagegen scheint ihn offensichtlich zu kennen. Tja. Dann liegt wohl die Wahrscheinlichkeit nahe, dass ...

»Du warst mit ihr im Bett.«

Tom starrt Amy an, die sich mit verschränkten Armen und verkniffenem Mund auf ihrem Stuhl zurücklehnt.

»Was? Nein!«

»Oh doch. Du warst betrunken, hattest Sex mit ihr und meinstest zum Abschied, dass du sie anrufst, was du natürlich nie getan hast.«

»Das stimmt doch überhaupt nicht!« Tom schaut wieder zu der Frau hinüber, deren Unterarme nun auf ihren zusammengepressten Knien liegen. »Nein, das kann gar nicht sein.«

Amy schnaubt verächtlich.

»Daran würde ich mich erinnern. Bestimmt.« Toms Blick wandert von den Fußgelenken der Frau zu ihren Schultern. »Ich hätte sie garantiert angerufen.«

Amy gibt wieder einen missbilligenden Laut von sich. Dann rückt sie mit ihrem Stuhl von ihm weg und tippt weiter.

»Amy, bitte. Geh hin und frag sie, wie sie heißt.«

»Ich hab ne Deadline, Tom! Frag sie selbst!«

»Du hast sie doch hier reingelassen! Da hättest du sie wenigstens fragen können, was sie überhaupt will!«

»Sie wollte dich sehen. Huch! Na, so was. Jetzt hat sie dich entdeckt.« Amy versetzt ihm einen Stoß. Er steht auf. Schließlich schaut er zu der Frau hinüber. Kein Zweifel, sie hat ihn entdeckt. Sie steht jetzt ebenfalls und blickt zu ihm. Amy versetzt ihm noch einen Stoß. Fast reflexartig setzt Tom sich in Bewegung, ein vorsichtiges Lächeln auf den Lippen.

»Mr. Clarke?«, fragt die Frau, als Tom näher kommt.
»Tom Clarke?« Sie spricht mit amerikanischem Akzent; Ostküste, vermutet Tom. Sie wirkt etwas angespannt: das Haar gepflegt, aber nicht gestylt, das blasse Gesicht kaum geschminkt, leger gekleidet, keine teuren Marken. Was sie keinesfalls weniger attraktiv macht. Sie scheint zu der Sorte Frau zu gehören, die keine Zeit mit Mascara und Haarstyling verschwenden will. Durch ihr Auftreten und ihren Tonfall vermittelt sie eine Zielstrebigkeit, der Tom schon öfter begegnet ist; etwa bei Amy, die seine Flirtversuche konsequent ignoriert, bei seiner Chefin Katherine Fry und auch bei seiner Schwester, die zwar fünf Jahre jünger, aber mindes-

tens zehn Jahre erwachsener ist als er. Ihm wird nicht gerade wohlher zumute.

»Äh, hallo.«

»Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, dass ich auf Sie gewartet habe«, sagt die Frau. »Ihre Assistentin meinte, das wäre in Ordnung.«

»Meine Assistentin?« Tom folgt dem Blick der Frau, der auf Amys Schreibtisch gerichtet ist. »Meine Assistentin. Ach so, natürlich. Gar kein Problem.«

»Ich bin Julia. Julia Priestley.« Die Frau streckt ihm die Hand entgegen, und Tom drückt sie.

»Hallo«, sagt er wieder, diesmal schon freundlicher. Er kennt die Frau definitiv nicht. Er hat es Amy ja gleich gesagt. »Bitte.« Er deutet auf den Stuhl hinter ihr. Sie setzt sich wieder. Tom sucht nach einem Stuhl für sich selbst. Am Schreibtisch gegenüber ist einer, und er rollt ihn herüber. »Möchten Sie einen Kaffee? Ich könnte meine Assistentin bitten, uns welchen zu bringen.«

»Nein danke.«

»Oder ein Wasser?«

»Nein danke, für mich wirklich nichts. Ich würde Sie nur gern kurz sprechen, wenn es Ihnen recht ist.«

»Aber klar«, sagt Tom. »Was kann ich für Sie tun?« Er setzt sich, legt leger einen Fuß aufs Knie und lächelt.

»Es geht um meinen Mann«, sagt Julia. Tom lächelt weiter, stellt den Fuß wieder auf den Boden und faltet die Hände im Schoß. »Ich wollte Sie fragen ...« Julia zögert einen Moment. »Ich wollte Sie fragen, ob Sie mir vielleicht helfen können, ihn zu finden.«

Tom ist etwas perplex. Er setzt an, um etwas zu sagen, aber bevor er seine Stimme findet, ertönt schräg

hinter ihm eine andere. »Hallo«, sagt die Stimme. Dann folgt ein Räuspern.

Tom dreht sich um. Terry Williams steht vor ihm, Redakteur und Snack-Experte. Er hält Kaffee und ein Croissant in den Händen. In seinen Mundwinkeln kleben Krümel.

»Hallo«, antwortet Tom. Er blickt zu Julia, dann wieder zu Terry. Er wartet.

Terry räuspert sich wieder. »Ich glaube, das ist mein Stuhl.«

»Oh«, sagt Tom. »Tatsächlich.« Er steht auf. »Tut mir leid.« Er rollt den Stuhl zurück zu Terrys Schreibtisch. Terry bedankt sich und nimmt einen Bissen von seinem Croissant. Beim Kauen lässt er den Blick über Julias Dekolleté gleiten. Julia bedeckt es mit ihrer Jacke, und Tom errötet, als sei er selbst beim Glotzen erwischt worden. Er schaut sich um und entdeckt weiter hinten ein leeres Besprechungszimmer. Er zeigt in die Richtung. »Wir können da drüben weiterreden.«

Obwohl das politische Nachrichtenmagazin *Libertarian*, für das Tom arbeitet, nur online veröffentlicht wird, stapeln sich überall in der Redaktion Zeitungen, Zeitschriften, vollgekritzelte Textentwürfe und ausgedruckte Websites. Tom räumt eine Ecke des Besprechungstischs frei, und sie setzen sich.

»Ich habe das hier gelesen«, sagt Julia und zieht einen Ausschnitt aus ihrer Handtasche, auf dem Tom als Verfasser genannt ist. Die Schlagzeile lautet UNTERHAUS BILLIGT POLIZEIKRIMINALITÄT. »Das haben Sie doch geschrieben, oder?«

Sie legt noch einen Ausschnitt auf den Tisch. BÜRGERRECHTSBEWEGUNG LIBERTY INTERNATIONAL DURCH EIN VON IHR BEKÄMPFTES GESETZ VERBOTEN ist der Titel eines Berichts, der vor sechs Monaten erschienen ist. Auf die Rückseite ist ein Kommentar geheftet mit dem Titel TRIUMPH DES TERRORS: FURCHT, FREIHEIT UND DIE GEBURT EINES POLIZEISTAATS. Auf der ersten Seite oben ist ein Schwarzweißbild von Tom, auf dem er finster durch eine Brille blickt, die er sich von einem Kollegen geliehen hatte. Er hatte sich ausnahmsweise sogar gekämmt und dafür gesorgt, dass das Bild retuschiert wird, damit seine Haare blonder wirkten.

»Ja, das stimmt.« Tom zieht die Blätter zu sich herüber und beginnt automatisch zu lesen. Es erstaunt ihn immer wieder, wie gut TRIUMPH DES TERRORS geworden ist. Den Kommentar schrieb er in der U-Bahn, auf dem Rückweg in die Redaktion nach einem Whiskey-Lunch mit einem seiner besten Kontakte.

»Die Artikel sind gut«, sagt Julia.

»Danke.«

»Und obendrein haben Sie auch noch recht. Mit dem, was Sie darin schreiben.«

»Tja, also ... Kann sein. Jedenfalls würde ich es mir wünschen.« Tom versucht, sich daran zu erinnern, worum es in dem ersten Beitrag eigentlich ging. Seiner Chefin Katherine, der Herausgeberin, gefiel er auch, das weiß er noch. Das Lob ist allerdings das Einzige, an das er sich erinnert.

»Diese Artikel sind der Grund dafür, dass ich jetzt hier bin«, sagt Julia. »Ich dachte, der Journalist, der sie

geschrieben hat, wäre vielleicht in der Lage, mir zu helfen.«

»Bei der Suche nach Ihrem Mann«, sagt Tom.

Julia nickt. Dann schüttelt sie den Kopf. »Eigentlich stimmt das so nicht ganz.« Als Tom die Stirn runzelt, schüttelt sie wieder den Kopf, als wollte sie das, was sie eben sagte, wieder rückgängig machen. »Ich weiß, wo mein Mann ist, Mr. Clarke.«

»Bitte nennen Sie mich Tom. Mr. Clarke klingt, als wäre ich mein eigener Vater.«

»Also gut, Tom. Ich weiß, wo mein Mann ist. Oder besser gesagt: Ich weiß, dass er festgenommen wurde. Zumindest das haben sie mir gegenüber zugegeben. Ich weiß aber nicht, warum. Ich weiß auch nicht, an welchem Ort sie ihn festhalten. Ich weiß noch nicht einmal, wer genau ihn eigentlich festhält. Also ich meine, in solchen Fällen steckt doch nicht nur die Polizei dahinter, oder?« Plötzlich sieht sie aus, als würde sie gleich weinen. Tom durchsucht seine Hosentaschen nach einem Taschentuch, aber er findet nur eine Packung Kaugummi. Als er Julia wieder anschaut, sind jedoch keine Tränen in ihren Augen. Sie ist zweifellos aufgewühlt, aber vor allem scheint sie wütend zu sein. Und sie wartet auf seine Antwort.

Tom bietet ihr einen Kaugummi an.

Doch sie ignoriert seine ausgestreckte Hand und greift nach einem der Ausschnitte. »Schauen Sie hier«, sagt sie. Sie liest ihm vor, was er selbst geschrieben hat, und unterstreicht den Text dabei mit dem Finger. »Die Polizei ist mitschuldig. Sir Andrew Burns, Polizeipräsident der Metropolitan Police, fordert seit lan-

gem eine Erweiterung der polizeilichen Befugnisse. Vierzehn Tage reichten ebenso wenig wie achtundzwanzig, zweiundvierzig oder neunzig Tage, wie zuletzt 2005 vorgeschlagen und abgelehnt. Doch nun wurde der Polizei die von ihr geforderte De-facto-Autonomie eingeräumt, und Burns verfügt damit über ein Machtmonopol, das es in Europa seit dem Sturz des Naziregimes nicht mehr gegeben hat. Die Truppe, der er befehligt, ist jetzt die zentrale Schlagkraft einer furchteinflößenden landesweiten Sicherheitsoperation, an der nicht nur das Militär und der Geheimdienst MI5, sondern auch zwielichtige, als Auftragnehmer agierende Organisationen beteiligt sind, deren tatsächliche Einflussnahme und Absichten niemand einzuschätzen vermag.«

Das klingt laut vorgelesen sogar noch besser.

»Das sind doch Ihre Worte, richtig?«

»Mehr oder weniger«, sagt Tom. Gegen »zwielichtig« hätte er garantiert ein Veto eingelegt, wenn ihm die redigierte Version untergekommen wäre. Dann hätte er Terry – und es war garantiert Terry, der dahintersteckte – schon klargemacht, dass Grammatik sein Terrain war, nicht Melodramatik.

»Darum geht es«, sagt Julia und wedelt mit dem Papier. »Genau darum geht es! Die haben meinen Mann und halten ihn irgendwo fest. Die Polizei weigert sich, mir zu helfen oder mir überhaupt Informationen zu geben. Erst als ich denen das Video vorsetzte, haben sie zugegeben, dass sie ihn tatsächlich festhalten.«

»Sie haben ein Video?«

»Ja, eine Nachbarin war gerade dabei, die Jugendli-

chen vor ihrem Haus zu filmen, weil sie der Meinung war, dass sie Crack rauchen.«

»Du meine Güte. Wo wohnen Sie denn?«

»Was? In Ealing. Und die Jugendlichen haben kein Crack, sondern Joints geraucht. Aber darum geht es doch gar nicht!«

»Nein, natürlich nicht. Es bedeutet, dass Sie einen Beweis haben. Das Video. Also wenn Sie das jemandem zeigen, wird bestimmt ...«

»Mr. Clarke«, unterbricht Julia ihn. »Dieser Artikel, den Sie geschrieben haben.« Sie hält den Kopf schräg. »Wissen Sie überhaupt noch, was da drinsteht?«

»Was? Ja, sicher! Also ...«

»Hören Sie. Die haben meinen Mann festgenommen. Und die sagen mir nicht, warum. Weil die wegen dieser Gesetze, über die Sie geschrieben haben, nicht dazu verpflichtet sind!« Wieder wedelt Julia mit einem der Ausschnitte.

»Stimmt«, sagt Tom. »Das ist wohl so.«

»Aber das ist nicht in Ordnung. Oder? Es ist einfach nicht in Ordnung!«

Julia lehnt sich zu ihm und blickt ihn flehend an. Tom schaut zur Tür. Hätte er sie doch bloß aufgelassen.

»Haben Sie schon mit der US-Botschaft gesprochen? Sie sind doch Amerikanerin, oder? Ist Ihr Mann ...«

»Mein Mann ist Brite. Engländer. Ich wurde in Boston geboren, aber seit meiner Heirat mit Arthur habe ich die doppelte Staatsbürgerschaft. Mein US-Pass nützt mir nichts, weil die amerikanische Regierung überhaupt nicht für meinen Mann zuständig ist.«

»Was ist denn mit ... also, es gibt doch Organisationen, die bei solchen Sachen helfen können.«

»Welche Organisationen?« Julia zuckt mit den Schultern. »Organisationen wie die hier?« Sie schiebt ihm den Bericht über die verbotene Bürgerrechtsbewegung zu.

»Na gut, die hier nicht. Aber es gibt noch viele andere.«

»Nein. Seit dem Anschlag auf das Drax-Kraftwerk nicht mehr. Und die wenigen, die es noch gibt, werden mit Anfragen überschwemmt. Ich habe es ja versucht. Entweder konnten oder wollten sie mir nicht helfen.«

Die Kaugummipackung liegt noch immer in Toms Hand. Er reißt ein Stück Papier davon ab und zerdrückt es zu einer Kugel. »Ihr Mann«, sagt er. »Auch wenn Sie die Gründe nicht kennen, haben Sie doch bestimmt irgendeine Vermutung, warum er festgenommen wurde, oder? Anscheinend ist er ja in irgendetwas verwickelt.«

»In irgendetwas *verwickelt*? Was zum Teufel soll das denn heißen?«

»Nichts. Ich frage ja nur. Ich muss fragen.«

»Wir reden hier gerade von Antiterror-Gesetzen, Mr. Clarke. Das sind Gesetze, die die Polizei eigentlich anwenden soll, um Fundamentalisten davon abzuhalten, noch mehr Kraftwerke in die Luft zu jagen!«

»Ich weiß. Das ist mir schon klar. Ich frage doch nur ...«

»Mein Mann ist kein Terrorist, Mr. Clarke. Er ist in nichts *verwickelt*, schon gar nicht in Terroraktionen! Mein Mann ist Zahnarzt, Herrgott noch mal!«

Tom hebt die Hände. »Okay, okay. Sie waren also bei der Polizei. Und Sie haben mit *Witness*, *Front Line* und

anderen Organisationen gesprochen. Waren Sie denn auch schon bei einem Anwalt?»

»Nein, Mr. Clarke. Auf die Idee bin ich noch gar nicht gekommen.«

»Und?« Tom ignoriert ihren Sarkasmus. »Was haben die Anwälte Ihnen gesagt?«

»Verzeihen Sie, wenn ich etwas gereizt klinge, Mr. Clarke, aber was werden diese Leute mir wohl gesagt haben? Was glauben Sie denn?«

Tom legt die Kaugummipackung und die Papierkugel auf den Tisch. Seine Hände sind feucht. Er reibt sie aneinander. »Darauf will ich ja hinaus, verstehen Sie? Sogar die Anwälte, die die Gesetze ganz genau kennen und ständig damit arbeiten, konnten Ihnen nicht helfen. Und ich bin Journalist. Ich bin nur ein Journalist.«

Julia beugt sich wieder vor. »Aber Sie haben Kontakte. Oder etwa nicht?«

»Ja, sicher, aber ...«

»Aber was?«

»Das sind bloß Kontakte, weiter nichts! Leute, die mir vielleicht einen Tipp oder anonyme Informationen geben. Aber keine Freunde.«

»Sie könnten sie trotzdem anrufen. Ihnen Fragen stellen.«

»Was soll ich sie denn fragen? Ob sie Ihren Mann gesehen haben?«

»Ja, zum Beispiel.«

Tom muss lachen.

»Was ist daran so lustig? Ich bitte Sie doch nur, das zu tun, wozu Sie anderen geraten haben! Hören Sie.« Wieder liest sie Tom seine eigenen Worte vor: »Landes-

weiten Umfragen zufolge befürwortet die überwältigende Mehrheit der Bürger das neue Sicherheitsgesetz. Das behauptet jedenfalls die Regierung. Fakt ist jedoch, dass die Bürger massiv getäuscht werden – und zwar nicht zum ersten Mal in den letzten Jahren. Die öffentliche Debatte wird untergraben; eine Abstimmung verhindert. Wenn Sie sich weiterhin für die Ideale und Rechte einsetzen wollen, die diese Regierung gerade so bereitwillig opfert, können Sie trotzdem ...«

»Bitte«, fällt Tom ihr ins Wort und nimmt ihr das Blatt weg. Aber Julia spricht unbeirrt weiter, anscheinend kennt sie den Text in- und auswendig.

»... können Sie trotzdem aktiv werden. Nehmen Sie an Protestmärschen teil, am besten in der Hauptstadt, oder wenigstens in Ihrem Wohnort. Äußern Sie Ihren Protest öffentlich, und treten Sie so für die Rechte derer ein, denen die Meinungsfreiheit verwehrt wird. Kämpfen Sie – denn wenn Sie nicht kämpfen, wer sonst?«

Julia sieht Tom in die Augen. Er versucht, ihrem Blick standzuhalten. Vergeblich.

»Das ist doch nur mein Job.« Es klingt, als würde er sie anflehen. »Und mein Job hier besteht nun mal darin, zu schreiben. Und dabei kommt es dann halt manchmal zu ...« Er ringt nach Worten.

»Zu was?«

»Zu Übertreibungen«, sagt Tom.

»Zu Übertreibungen«, wiederholt Julia und verzieht den Mund. Sie sieht aus, als würde sie eine Grimasse schneiden.

»Wir sind hier beim *Libertarian*. Unsere Leser haben bestimmte Erwartungen.« Sie will ihn unterbrechen,

doch er hebt die Hand. »Vielleicht sprechen Sie besser mit der Herausgeberin. Sie ist natürlich immer sehr beschäftigt, aber man kann nie wissen. Vielleicht kann ich ja doch ein Treffen mit ihr arrangieren.«

»Und wozu? Soll ich sie etwa überreden, daraus eine Story zu machen?«

Toms Lachen klingt trocken. »Das ist nun mal unser Job.«

»Verzeihen Sie, Mr. Clarke, aber ehrlich gesagt hatte ich mir etwas mehr erhofft als eine kurze Meldung, die direkt nach Erscheinen in Ihrem Archiv landet.«

Tom breitet die Hände aus. Julia mustert ihn verächtlich. Dann steht sie auf.

»Sie sehen älter aus.« Sie fängt an, ihre Sachen zusammenzupacken. »Auf dem Bild sehen Sie älter aus.« Sie macht ihre Handtasche zu. Die ausgedruckten Artikel lässt sie auf dem Tisch liegen. Tom schaut auf sein Bild. Als er wieder hochsieht, steht sie schon in der Tür. »Und auch klüger.«